

Bezugspreis:
Jahrbuch: 20 K., 1/2 Jahrbuch: 10 K., 1/4 Jahrbuch: 5 K.
Schweiz: Jahrbuch 10 Fr., 1/2 Jahrbuch 5.80, 1/4 Jahrbuch 2.80.
Postamtlich bestellt 20 Rp. Aufschlag.
Oesterreich: Jahrbuch 25 K., 1/2 Jahrbuch 13 K., 1/4 Jahrbuch 6.80.
Deutschland: Jahrbuch 15 M., 1/2 Jahrbuch 7.80, 1/4 Jahrbuch 4.-
Uebr. Ausland: 15 Fr., 1/2 Jahrbuch 7.80, 1/4 Jahrbuch 4.-

Anzeigenpreis:
Jahrbuch: Die einpaltige Colonne 30 Heller.
Oesterreich: Die einpaltige Colonne 40 Heller.
Deutschland: Die einpaltige Colonne 30 Pfennig.
Schweiz und übriges Ausland: 1/2 palt. Seite 15 Rp.
— Reklamen das Doppelte. —

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Vaduz

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Vaduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Ausland: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltungen. Inserate nehmen die Redaktion, die Verwaltung, die Zeitungsdrucker und die Buchdruckerei entgegen u. müssen spätestens 10 Vormittags eingegeben. — Einlassungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftliche Anfragen Frontansicht belegen. — Anzeigen sind nicht berücksichtigt. — Verwaltung und Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“ in Schaan. — Druck und Expedition: Sargantendruckerei A.-G., Mels (Telefon 55).

Finanzfragen.

i. Es ist ja für Regierung wie Volk kein angenehmes Kapitel, das hier abgehandelt wird, doppelt unangenehm ist aber seine Erörterung für ein kleines Land, das im Kriege neutral (ahnseitig) war und nun zu einem Teil ohne sein Verschulden die Kriegskosten so am Geldbeutel zu spüren bekommt. Für Schweizer dieses, als Kenner der Verhältnisse, trotzdem er den Verhältnissen äußerlich fern steht, der aber gerade deshalb sich ein sachlich-undefangenes Urteil zutraut, war es schon vor Jahren klar, daß das Segeln der Regierung im Schlepptau Oesterreichs nicht gerade zum Segen ausschlagen werde. Bei vorrätiger, abwägender Finanzgebarung hätte die stl. Sparassverwaltung in früheren ruhigen Zeiten nicht in der Weise wie gesehen in österreichischen Werten anlegen dürfen und der Landtag, der diese Finanzpolitik der Sparlaste nicht beanstandete oder richtiger umstieß (in normalen, ruhigen Zeiten), hat sich durch sein passives Verhalten mitverantwortlich an dieser Finanzaktion gemacht. Der frühere Landtagspräsident mochte außer von dem Heilwesen noch manches verstehen, er hat ja auch sich mit der Justiz beschäftigt, aber eine finanzpolitisch glückliche Hand hat er nicht bewiesen. Voraussetzend mußte man früher schon das mit der Verlangung von Geldern immer mehr oder weniger verbundene Risiko bei der Sparassverwaltung geteilt werden, getreu dem Grundsatz: nicht alles auf eine Karte zu setzen. Schon früher war vorgeschlagen worden, auch schweizerische aufzubewahrende Werte heranzuziehen. Man hätte — damals wenigstens — auch an Deutschland denken können. Aber an die Schweiz zu denken, lag doch zum Greifen (wörtlich u. bildlich genommen) nahe. Es ist nicht geschehen. Der Schaden ist da und so leicht nicht zu beseitigen. Wie nun weiter zu agieren ist, darüber sollte sich eigentlich die Regierung im Klaren sein. Dazu ist m. E. nötig: ein Finanzplan, der die Schulden, die das Land auf dem Buckel hat, aufzählt und summiert und der weiter darstellt, welche Aktiva volken demgegenüber einzuhalten sind. Dabei soll man aber den Gewinn aus dem Briefmarkengeschäft, der doch erst in einigen Jahren effektiv in die Einnahme treten wird, nicht zu hoch einschätzen. Wenn sich auch die Einzelzahlen dieser Bilanz nicht kenne, so will mich doch bedünken, daß die Schulden aus dem Briefmarkengeschäft und anderen Landeseinnahmen nicht zu decken sein werden und man sollte deshalb (das gilt von Regierung sowohl wie Landtag) nicht länger zaudern und die herbeizuziehende Klügigkeit des Geldmarktes (die nach Ansicht von Finanzpolitikern bald ein Ende nehmen wird) nutzen und an die Börse (wohl in der Schweiz!) wegen Aufnahme einer nicht zu niedrig zu greifenden Anleihe herantreten, wobei man natürlich die Währungsanleihe einbegreifen müßte. Lieber jetzt ein kräftiger Pump als später, wenn der Geldmarkt teu-

rer geworden ist, den Anlehenbanken verwirklichen, damit es nicht wieder heißen muß, die beste Gelegenheit ist mal wieder verpaßt worden. — Wenn Fürst, Land und Gemeinden mit ihrem Vermögen und ihrer Steuerkraft sich für das Anlehen einsetzen, ist mir nicht bange darum, daß die erste liechtensteinische Landesanleihe an der Börse eine schlafte Aufnahme findet und voll gezeichnet, wenn nicht gar überzeichnet wird. Aber Eile tut not! Es gilt, die Früchte des Friedens auch für das neutrale Liechtenstein einzuharsten!

Tumultszenen in Berlin.

Ein Aufruhr der „Unabhängigen“ hatte dazu aufgefordert, Dienstag mittags 12 Uhr vor dem Reichstagsgebäude gegen das Betriebsrätegesetz zu demonstrieren. Von daher die Tumulte und Ausschreitungen. Truppen hatten die Eingänge zum Reichstagspalais besetzt. Die Menge begann um 3 1/2 Uhr ins Gebäude einzudringen. Schon am Mittag hatte sich eine ungeheure Menschenmenge im Reichstag und vor ihm gesammelt. Die Parlamentskammer war stark besetzt. Blühlich rief die „unabhängige“ Sozialistin Frau Bieg dem Präsidenten Kehrnbach zu: „Wissen Sie denn nicht, daß draußen geschossen wird?“ Hierauf ungeheurer Tumult im Saal und auf den Tribünen; Unterbrechung der Sitzung; nach 4 Uhr Wiedereröffnung. Kehrnbach bedauerte die Vorfälle, erludte aber, die Verhandlungen ruhig fortzusetzen. Rufe der Unabhängigen: „Nein! Nein!“ Senke (unabh. Sozialist) forderte den Abbruch, da es einen schärfsten Eindruck machen würde, hier zu verhandeln, während im Hofe Tote und Verwundete liegen. Das Haus beschloß aber, weiter zu verhandeln. Die „Unabhängigen“ schrien unangenehm und schlugen mit den Fäusten auf die Tische. Um 4 1/2 Uhr mußte die Sitzung neuerdings 1/4 Stunde unterbrochen werden. Nach 5 Uhr wurde die Sitzung neuerdings eröffnet. Kehrnbach schloß sie aber nach wenigen Minuten, da wirklich 10 Tote in den Hof gebracht worden seien, es könne daher nicht weiter ruhig verhandelt werden. Auf Grund des Art. 48, Abs. 2, der Reichsverfassung betr. die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung notwendigen Maßnahmen hat der Reichspräsident für das Reichsgebiet mit Ausnahme von Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden und die von ihm umschlossenen Gebiete den Ausnahmezustand verkündet. Auf Grund des Ausnahmezustandes übernahm Reichswehrminister Noske persönlich die vollziehende Gewalt für Berlin und die Mark Brandenburg. Als Rivollkommist wurde der Berliner Polizeipräsident Ernst bezeichnet. Umzüge und Versammlungen unter freiem Himmel sind untert. Erneute Versuche, die Tagung der Nationalversammlung zu stören, werden mit rücksichtsloser Waffenanwendung verhindert werden.

Eine entscheidende Wendung in Amerika

scheint, wie aus Washington gemeldet wird, in den Verhandlungen zur Erlangung eines Kompromisses für die Ratifikation des Friedensvertrages eingetreten zu sein. Senator Lodge ist aus seiner Zurückhaltung herausgetreten und hat die Senatoren Kenroot, Madson und Colt, als Anhänger von gemäßigten Vorbehalten, aufgefordert, die demokratischen Senatoren Mac Kellar und Kendrick zu ermahnen, die Vorbehalte, welche Bryan anzunehmen gedenkt, zu präzisieren. Lodge fügte bei, er sei geneigt, zwei oder drei Zugeständnisse in nebensächlichen Punkten zu machen, um eine schnelle Ratifikation des Friedensvertrages zu ermöglichen, jedoch weigere er sich, den Plan Bryan, so wie er sei, anzunehmen. Senator Lodge forderte die Senatoren auf, die Lage in ihrer Partei sorgsam zu prüfen und den Delegierten der Republikaner bekannt zu geben, welche Garantien sie bezüglich eines Kompromisses geben könnten, durch den der Inhalt seiner Vorbehalte besonders bezüglich des Artikels 10 des Vertrages, dem Verträge einverleibt werden könne. Lodge betonte, daß er nicht gelassen sei, den Vertrag von neuem dem Senate vorzulegen, wenn er nicht sicher sei, daß sich wenigstens 64 Senatoren über einen Kompromiß geeinigt hätten, der die Ratifikation des Vertrages herbeiführe. Nur eine völlige Zustimmung zu den republikanischen Vorbehalten mit nur so viel Änderungen, damit die Demokraten den Schein wahreren können, wird es ermöglichen, aus der gegenwärtigen Sachlage herauszukommen. Die demokratischen Führer wissen wohl, daß diese Zustimmung bedeuten würde, daß 29 Demokraten Präsident Wilson nicht mehr als ihren Führer anerkennen. Der frühere Staatssekretär Bryan verließ Washington, doch vertraute er die Ausführung seines Programmes dem früheren Gouverneur von Virginia, Fokk, an. Fokk ist sehr rührig und hat viele Besprechungen mit Senatoren, welche er zur Annahme des Standpunktes Bryan bewegen will. Er traf in der Hauptstadt ein und konfertierte mit verschiedenen Senatoren. Er erklärte, daß, wenn man die vorbehaltlose Ratifikation des Friedensvertrages zur Grundlage des demokratischen Wahlsfeldzuges machen würde, dies zu einer unbedeutenden Niederlage der Partei führen müßte. Andererseits wird gemeldet: Die Anstrengungen der Gemäßigten der beiden Parteien, um zu einem Kompromiß zu gelangen, werden aktiv fortgesetzt. Der Vorschlag Underwood bezüglich der Ernennung einer gemischten Veröhnungskommission wird von den gemäßigten Mehrheiten mit immer günstigeren Augen betrachtet. Die Tatsache, daß Amerika nach der Unterzeichnung des Friedens mit Deutschland heute die einzige Na-

tion bleibt, welche sich mit Deutschland im Kriegszustand befindet — für die Beziehungen zwischen Deutschland u. den Vereinigten Staaten gelten noch immer die Waffenstillstandsbedingungen —, wird von der gesamten Presse lebhaft kommentiert. Nichts hat einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung wie dies, und nichts kann den Gang der Verhandlungen so beschleunigen. Man zweifelt nicht daran, daß unter dem Druck der öffentlichen Meinung die für die Ratifikation notwendigen 64 Stimmen im Senate schließlich zusammengebracht werden.

Die Tierseuchen in der Schweiz.

Eine erschreckende Bilanz hat auf Schweizer das eidgen. Veterinäramt gezogen. Es ist eine Zusammenstellung der Fälle von ansteckenden Krankheiten unter den Haustieren in der Schweiz im Jahre 1919. Am verheerendsten ist die Maul- u. Klauenseuche aufgetreten. In 1770 Ställen und 96 Weiden ist sie ausgebrochen, und 18,699 Stck Großvieh und 12,735 Kleintiere wurden von ihr ergriffen oder mußten als seuchenverdächtig angesehen werden. Insgesamt traf die Seuche also 31,434 Stck Vieh, d. h. etwa 2.1 Prozent des Gesamtviehstandes (ohne die Tiere des Pferdegeschlechtes) nach der Rählung vom April 1918. Geschlachtet wurden bis Jahresende 6594 Stck Großvieh und 3624 Stck Kleinvieh. Bezeichnend für die unheimlich leichte Übertragbarkeit der Seuche ist das Bild, das sich aus der Vergleichung der einzelnen Monatsrapporte ergibt. Im Januar waren in 11 Ställen 61 Stck Groß- und 53 Stck Kleinvieh erkrankt oder verdächtig. Im Februar und März sank die Zahl auf 4 und 5 Ställe hinunter, um im April neuerdings in 3 Ställen und 2 Weiden mit 101 Stck Vieh aufzutreten — und letzter nahm das Unglück unaufhaltsam seinen Lauf. Mit dem Abtrieb erfolgte natürlich die Seuche auf den Weiden, um sich lawinenartig über die Ställe zu werfen. Die Schätzzahl brachte der Dezember mit 587 Ställen, in welchen 5963 St. Großvieh und 3300 Stck Kleinvieh erkrankt oder verdächtig waren. In der Reihe der betroffenen Kantone steht der Kanton Freiburg mit total 10,874 Tieren obenan. Ihm folgen Tessin mit 7290 Tieren, Graubünden mit 6454, Bern mit 4281 Tieren aller Art. In weitem Abstand folgen Zürich 583, Solothurn 491, Gené 438, Waadt 329, Baselstadt 303, Schaffhausen 148, Luzern 118, Argau und St. Gallen mit je 99 und Thurgau mit 37 Tieren. Von der Seuche blieben bisher verschont: Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Valaisland, beide Appenzell, Valais und Neuchâtel. Was gehaust haben im vergangenen Jahre auch Ställenrotlauf und Schweinefleude. — Ihnen fielen zum Opfer in 2152 Ställen 12,313 Tiere, wovon 1923 abgetan werden mußten oder umstanden. Wegen Mäusebrand

Feuilleton.

Mara.

Roman von M. Sarling. (Nachdruck verboten.)

Es ist der zweite Feiertag des Weihnachtstestes. Gräfin Amalie hat ihren Willen durchgesetzt, an demselben einen Ball zu veranstalten. Der eigentliche „heilige Abend“ war auf Wilmerdors sehr kühl und zeremoniell verlaufen. Wohl nur die Kinder und zeremoniell hatten an diesem Abend eine wirkliche Freude genossen, erstere an dem deckenhohen Christbaum, den Mara für sie gepußt und der nun im Kinderzimmer stand, letztere an den wirklich reichlichen Geschenken. Gräfin Amalie hatte ja keinen Sinn für eine Familienfeier. Ihr ganzes Sinnen und Denken galt nur dem heutigen Tage. Jetzt steht sie neben dem Gatten unter der dunkelroten Plüschportiere des Empfangszimmers, die eine herrliche Folie für ihre Lichtgeliebte, wahrhaft fürstliche Gestalt abgibt. Ueber einem Unterkleid von legrüner Seide trägt sie ein silberdurchwirktes kostbares Tüllgewebe. Hals und Arme schmimmern wie Alabaster aus dieser dü-

tigen Hülle hervor. In dem gelbten, goldenen Lötenthaar glimmern hübsche Wasserrosen neben zartgrünen Gräsern. „Andine!“ flüstert Gaston de Falliere, sich vor ihr verneigend. Sie lächelt ihr begauberndes, anziehendes Lächeln, das sie nur für wenige hat. Aus dem Tanzsaal ertönen verlockende Walzerklänge, unter Scherzen und Lachen eilt die Jugend dorthin. Auch Gräfin Amalie schließt sich am Arm des Franzosen der tanzlustigen Jugend an. Einen fast lauernden Blick wirft sie auf ihren Gatten, doch der steht so ruhig, mit so unbewegtem Gesicht, als hege er nicht das geringste Mißtrauen gegen sie. Er spricht sehr artig mit einer etwas älteren Erzeleung und hört geduldig ihren langweiligen Schilberungen eines Ballabends ihrer Jugendzeit zu. Mara kommt an Kurts Arm aus dem Tanzsaal. Blüh ist nicht hier, sie ist zum Kommen nicht aufgefordert worden. „Wie schön die Gräfin heute abend ist!“ flüstert Kurt Mara zu. Gräfin Amalie steht unter einem strahlenden Gasstrahlleuchter, ein bedenhohes Spiegel gibt ihre schimmernde Gestalt in ihrer ganzen Schönheit wieder. Manches Männerauge ruht mit unerböhlener

Begehierung auf ihr. Sie ist von einer Unmenge Herren umringt, doch den jungen Franzosen sieht Mara nicht mehr unter ihnen. Da steht er plöblich, wie aus der Erde gewachsen, vor ihr. „Gnädiges Fräulein, darf ich mir erlauben, Sie um den folgenden Tanz zu bitten?“ Mara verneigt sich sehr zurückhaltend. Sie hätte viel darum gegeben, nicht mit ihm tanzen zu müssen. Das steptische, malitiose Lächeln dieses Mannes, der flackernde, vielwissende Blick seiner schwarzen Augen ist ihr unangenehm. Über der junge Franzose scheint für sie eine besondere Vorliebe zu bestehen; er weicht den ganzen Abend nicht von ihrer Seite. Er küßelt und abweichernd sieht sie ihm gegenüber verhält, desto aufbringlicher und liebenswürdigter benimmt er sich. Mehr als einmal fählt sie den Blick der Gräfin in zornigen Stauern auf sich ruhen, oft auch taucht ihre schimmernde Gestalt urplöblich neben Gaston auf. Dann scheinen ihre Augen fast schwarz vor innerer Erregung, wenn auch der läppige, rote Mund noch verführerisch lächelt. In kleinen, zwanglosen Gruppen, an Marmorstischen mit vergoldeten Füßen, wird das Essen eingenommen hinter einer Wand blühender Oleanderbäume sitzt Gräfin Amalie, bequem in einen Sessel

gelehnt. Ihre Stirn aber ist in unmutige Falten gezogen, in ihren Augen spiegelt sich leidenschaftlicher Born. Die eine Hand hat sie wie in körperlichem Schmerz tief in den weichen Plüsch der Sessellehne eckrampt. Vor ihr steht Graf Otto, hochaufgerichtet, bleich, aber vollständig ruhig. „Ich bitte Dich, Amalie, verhalte Dich ruhig, was hat es Dich, die verheiratete Frau, zu kummern, wenn der Vicomte de Falliere den Hof macht?“ „Was es mich zu kümmern hat? Viel, o sehr viel, mein süßblütiger Herr Gemahl. Uebrigens müßte ich mich sehr täuschen, wenn es nicht auch Dir sehr nahe gehen sollte, wenn diese bleichsichtige Monkscheinprinzessin mit irgend einem Ritter auf und davon gehen sollte.“ Ein lauernder Blick begleitet die letzten Worte, doch Ottos Gesicht bleibt vollständig unbeweglich, kein Zucken der Muskel verrät, wie tief ihn ihre Worte getroffen. „Es würde mich sehr freuen, wenn Mara einen ihrer würdigen Gatten fände. Jenem französischen Windhund möchte ich sie allerdings nicht gern anvertrauen.“ „Du hast Dich ja sehr in der Gewalt, mein Lieber, aber es nützt Dir nichts, ich blide Dir doch in